

OTTMAR FUCHS

Südafrika – Kirche zwischen Weiß und Schwarz

Der Verfasser, Professor für Pastoraltheologie an der Universität Bamberg, verbrachte ein Forschungsfreisemester in Südafrika. Er schildert im folgenden seine Eindrücke und Erfahrungen, stellt neben den bekannten Unterschieden überraschende Parallelen zur Situation der Kirche in Europa fest und erblickt durchaus Zeichen der Hoffnung. (Redaktion)

Erste Eindrücke

Zu Beginn meines Aufenthalts in Südafrika nehme ich zunächst an einem Kurs für haupt- und nebenamtliche Mitarbeiter in der Pastoral und Katechese am Lumko-Missionsinstitut bei Johannesburg teil, Katechisten/innen aus den Gemeinden, Priesteramtskandidaten aus verschiedenen Seminaren, Missionare aus Malawi und Namibia, Ordensschwwestern aus verschiedenen Tätigkeitsbereichen. Meist sind es Schwarze aus unterschiedlichen Stämmen und Sprachen. Gemeinsame Sprache ist Englisch.

Ich darf schon an dieser Stelle gestehen, daß mich die Begegnungen mit den schwarzen Menschen in ihren zum Teil bedrängenden Lebenszusammenhängen, in ihrer Hoffnungsfähigkeit, in ihrer Lebensvitalität und ihrer Glaubenskraft sehr beeindruckt haben, und daß ich noch einige Zeit zu tun haben werde, diese Eindrücke zu sortieren und in ihrer Konsequenz für mich und meine Arbeit in Pastoral und Universität zu entfalten.¹

Oswald Hirmer vom Lumko-Missionsinstitut fährt mit mir nach Soweto: einen Künstler zu besuchen, der für einen dreijährigen Kirchenkalender die Bilder für die Sonntagsevangelien gestaltet und zeichnet.

Auf dem Weg hierher sind wir an „Shanty“-Vierteln (anderswo würde man wohl „Slums“ oder „Favelas“ dazu sagen: kaum menschenhohe Hütten aus Wellblech, Pappe und Plastikhüllen oder auch nur alte Autowracks, keine Elektrizität und keine Kanalisation) vorbeigefahren, aber auch an beeindruckend hübschen größeren Stein-Häusern, wo gepflegte Vorgärten und gute Autos von einigem Wohlstand zeugen. Die Städte der Schwarzen sind also in sich sehr unterschiedlich; auch hier gibt es Reiche, den Mittelstand und ganz Arme, manchmal dicht nebeneinander. Ich denke z. B. an einen Kinderhort in einem Viertel der Wohlhabenderen in Soweto, viel anders als etwa die Kinderhorte in den Armenvierteln: eine großzügige Anlage mit Räumen für die verschiedenen Jahrgänge in den Altersstufen von 1½ bis 5 bzw. 6 Jahren. Jeder Jahrgang hat eine andersfarbige Schürze als Erkennungsmerkmal, mehr einen Umhang über den Kopf, vorne und hinten bis zu den Knien reichend, um die Taille mit einem gleichfarbigen Band zusammengehalten: Hier sind die Kleinsten in roter Schürze, dort Mittlere in Blau und Größere in Grün, die hier bereits in die Vorschule gehen. Man zeigt uns auch die

¹ Vgl. dazu O. Fuchs, Ich träumte von einem schwarzen Baby im Schuhkarton, in: Publik-Forum 20 (1991) 19, 23–26; ders., „Lumko“ – ein leises Wort für einen kräftigen Aufbruch, in: Stimmen der Zeit 209 (1991), 624–634.

gut eingerichtete Großküche und die Wäscherei.

Auf der Rückfahrt macht mich Hirmer auf die stacheldrahtgesicherte Polizeistation aufmerksam, auch auf einige Kirchen mit weiten und offenen Vorplätzen. Nur die wichtigsten Hauptverkehrsstraßen sind geteert, alle anderen Straßen sind aus Sand und Schotter, meist aber nicht fest gewalzt, sondern von den Autos selbst entsprechend durchgefahren. Nach Regenfällen wird man in solchen Straßen wohl lieber zu Fuß gehen. Allein schon im Vergleich der völlig unterschiedlichen Infrastruktur im Bereich des Verkehrs merkt man auf Schritt und Tritt die strukturelle Ungerechtigkeit im Bauwesen: In Johannesburg und in den bis vor wenigen Jahren nur oder weitgehend von Weißen bewohnten Vororten ist auch die geringste schmale Gasse noch geteert, von den Häusern und Gebäuden natürlich ganz zu schweigen. Einstöckige Häuser gibt es in den Townships selten, abgesehen von Kliniken, Kirchen und Polizeirevieren.

Häufig begegnet man einzelnen oder Gruppen von Frauen in weißen Gewändern mit blauen oder grünen Gürtelbändern oder Schärpen, Angehörigen von unabhängigen christlichen Kirchen und religiösen Bewegungen, die eine besonders intensive Verbindung von afrikanischer religiöser, teilweise animistischer Bantukultur mit dem Christentum anzielen, insbesondere hinsichtlich der Ahnenbeziehung, die tief in der Tradition und in den Herzen der Schwarzen verwurzelt ist. Beerdigungen werden aus Respekt vor den Toten auch bei Ärmern so aufwendig gefeiert, daß dafür über Jahre hinweg in entsprechende Beerdigungsversicherungen Geld investiert wird. Dabei machen nicht etwa die Toten selbst Angst, sondern sie sollen vielmehr dazu bewegt werden, die bösen Geister abzuhalten, vor denen man sich allerdings fürchtet. Deshalb bringt man auch häufig die kleinen

Ausschüttungsoffer dar, bevor man ein Getränk zu sich nimmt.

Ich besuche einen Neunzehnjährigen im Krankenhaus von Soweto. Er wurde bei einem Überfall auf eine Trauergesellschaft in den Oberschenkel geschossen. Eine komplizierte Sache, denn ein faustgroßes Stück des Knochens ist zersplittert. Die Schmerzen sind groß und er wartet auf eine schwierige Operation. Seine Mutter erzählt, wie schrecklich es war, als sie nach dem Massaker den über 30 Toten nacheinander die Laken vom Gesicht hob, auf der Suche nach ihrem Sohn. Erst später erfuhr sie, daß er bereits in die Klinik eingeliefert worden war. Der junge Mann steht kurz vor dem Abitur. Als die Schwester ihn scherzhaft fragt, wie denn seine Noten seien, lächelt er zurückhaltend.

Wahrscheinlich wird er zu jenen behinderten jungen Menschen gehören, denen man immer wieder in Soweto begegnet, insbesondere aus der Zeit des Schüleraufstandes gegen die obligatorische Einführung von Afrikaans als Unterrichtssprache (der „Sprache der Unterdrückter“). Der Aufstand wurde von der Polizei brutal niedergeschlagen.

In Soweto

Am Sonntag fahren wir nach Soweto, um mit einer Gemeinde Gottesdienst zu feiern und anschließend mit Vertretern der kleinen christlichen Gemeinschaften („Small Christian Communities“, abgekürzt: SCC) zu sprechen. Vor den Gottesdiensten sitzen in der ganzen Kirche verteilt viele Gruppen von 10 bis 20 kleineren und größeren Kindern oder Jugendlichen, meist katechetische Vorbereitungsgruppen für Taufe, Kommunion und Firmung. Vorwiegend jüngere Frauen und Männer arbeiten mit ihnen an Katechismusthematen, mit Erklären, gegenseitigem Erzählen und Fragen. Auch nach dem Gottesdienst bilden sich in der Kirche kleinere

und größere Gruppen, die sich mit bestimmten Themen oder Vorhaben beschäftigen oder einfach spontan in Gespräche geraten. Man bleibt solange wie möglich im Kirchenbereich und hält sich dort sehr gerne auf.

Zum Gottesdienst ist die Kirche gedrängt voll. Sehr viele Kinder sind im vorderen Viertel und stehen im Altarraum. Dann beginnt der Gottesdienst: eine lebendige Liturgie mit faszinierenden kräftigen Gesängen und Stimmen, ein exzellenter Chor, offen für spontane Umstellungen und Improvisationen während des Singens selbst, mit viel rhythmischen Bewegungen und Händeklatschen. Kollekte und Friedensgruß bringen die Gemeinde in sich gegenläufig zueinander begegnenden Reihen in Bewegung, in der ganzen Kirche von vorne nach hinten und jeweils zurück. Doch alles ohne rituellen Zwang; wer lieber am Platz bleiben will, bekommt auch so genug Hände angeboten, die er schütteln kann.

Alltag und Liturgie sind hier eine Einheit. Beide Erlebnisbereiche sind füreinander da und tragen einander. Ich entdecke die Bilder des Kreuzweges an der Langseite und kann mich nicht mehr davon lösen: Szenen nicht etwa aus der Zeit Jesu und mit den damaligen Gewändern, sondern Szenen aus Soweto selbst, in denen Jesus in Situationen der Gegenwart „eingezeichnet“ ist, in Gestalten des Leidens und der Gewaltzufügung. In diesem Kreuzzug kommt der alltägliche Kreuzweg der Menschen selbst zum Vorschein. Die Christologie von Mt 25 („Ich war nackt und ihr habt mich bekleidet“) wird hier augenscheinlich, wie überhaupt im Glauben der schwarzen Menschen Christus in ihrem Alltag in einer sehr dichten und manifesten Weise in den alltäglichen Sorgen und Freuden als Wegbegleiter erfahren wird.

Anschließend sitzen wir in der Runde mit etwa dreißig Frauen und Männern. Sie er-

zählen von ihren christlichen Gemeinschaften, davon etwa, wie sie aufgrund der grenzüberschreitenden Hilfe für bedrängte und kranke Nachbarn gar nicht anders können als ökumenisch zu werden, davon auch, daß in jedem Häuserkarree eine SCC von 10 bis 20 Familien lebt. Diese SCC sind auch im Pfarrgemeinderat mit je einer Stimme vertreten.

Auf der Rückfahrt frage ich die mitgekommenen weißen Seminaristen arglos, ob sie denn auch das erste Mal dabei waren. Etwas kleinlaut räumen sie ein, daß sie nie in die schwarzen Townships kommen. Ich merke überrascht: Die Weißen in Südafrika leben von den Schwarzen genau so „weit“ entfernt wie ich in Europa. Die Nähe oder Ferne der Ersten zur Dritten Welt ist offenbar nicht primär eine Frage der geographischen Entfernung. Die Lebens- und Wohnbereiche der Schwarzen waren bisher derart abgesondert, daß ein Weißer ein ganzes Leben nichts damit zu tun hatte. Umgekehrt aber haben die schwarzen Frauen und Männer als Arbeitskräfte in den Wohngebieten (von der Hausgehilfin über den Gärtner und Straßenkehrer bis hin zu den vielen anderen Beschäftigten im Dienstleistungssektor) und in den Produktionszentren (Bergwerke, Fabriken, aber auch Landarbeiter auf Großfarmen) gezwungenermaßen sehr viel Kontakt mit der Welt der Weißen, denn die meisten von ihnen können gar nicht existieren, wenn sie nicht in der Lebenswelt der Weißen arbeiten. Leben indes, nämlich mit ihren Familien dort wohnen, durften sie bis vor wenigen Jahren allerdings nicht in ihr.

„Hast Du keine Angst dorthin zu gehen?“ wird man als Weißer oft von Weißen in Südafrika gefragt. Unvereinbar mit dieser „vorgefaßten“ Angst steht der Erfahrungskontrast: Herzliche Empfänge, freundliche Begrüßung von Menschen auf der Straße. Und doch: Schon die Schwarzen unter sich leben hier nicht un-

gefährdet (vor Gangs, vor der Gewalt zwischen den verfeindeten Gruppen), und für einen Weißen gilt diese Gefahr doppelt. Es sei denn, man ist gekennzeichnet als Schwester oder Pfarrer einer der Kirchen, die die Schwarzen als solidarisch erlebt haben. Das Kollar, bei uns für viele ein Zeichen konservativer Einstellung oder gar klerikaler, im Extremfall fundamentalistischer Mentalität, ist dort ein Signal der Solidarisierung mit den benachteiligten schwarzen Menschen gegen die Apartheid und von daher ein Schutzzeichen für einen, der „dazu gehört“. Und zwar ein Schutzzeichen für beide: Denn immerhin ist auch die Angst der Schwarzen nicht unbegründet, daß Sicherheitskräfte in Zivil kontrollieren (besonders wenn sie aus Autos fotografieren).

Ein ähnlicher Bedeutungswechsel gilt beispielsweise für die Rede davon, daß jemand im Gefängnis ist oder war. Das ist in Südafrika in der Regel nicht etwas Ehrenrühriges, sondern das Gefängnis gehört für viele Schwarze und Weiße, die sich in irgendeiner Form entsprechend engagiert haben, einfach zur Biographie dazu. Und wenn Familien ein Mitglied zeitweise im Gefängnis hatten oder haben, so ist dies nicht außerhalb dessen, was aufgrund der strukturellen Gegebenheiten als „normal“ gilt.

Biblische Spiritualität in christlicher Gemeinschaft

Die inhaltliche Grundlage dieser kleinen christlichen Gemeinschaften bildet die Kontinuität des „Bibel-Teilens“, also die beständige gemeinsame Bemühung um das Verstehen von Bibeltexten im Zusammenhang mit den eigenen Lebensverhältnissen. Ich spüre hier in einer unmittelbaren Weise, daß der Glaube an den christlichen Gott für diese Menschen buchstäblich *notwendig* ist. Er entspringt ihrer Hoffnung und stärkt sie zugleich.

Noch nie habe ich es in dieser Weise erleben dürfen, wie Menschen aus dem Glauben heraus in ihren vielfältigen Nöten und Bedrängungen nicht nur die Freude am Leben nicht verlieren, sondern daß beides, der Glaube und die Gefährdung, in ihr Leben eine große Vitalität hineinbringen und sie sich an jeder Minute dieses Geschenks, lebendig zu sein, zu freuen vermögen, aber auch daran, daß man anderen helfen kann, bzw. daß man selber die Unterstützung und Hilfe der anderen erfährt.

Dieses „Bibel-Teilen“ ist nicht etwa irgendeine Methode der Gemeinschaftsbildung unter anderen Methoden, sondern die Quelle, die Mitte und das Ziel des Gemeindeaufbaus schlechthin. Wie die Begegnung mit Christus in der Eucharistie, so zentral ist auch die Begegnung mit Christus in den Erfahrungen der biblischen Zeugen und Zeuginnen. Genauso zentral ist dann und darin zugleich die Begegnung mit Christus in den Armen und Notleidenden. Die Realpräsenz der Memoria entfaltet sich und zentriert sich dreifach: in der Gegenwart Christi im Sakrament, in seiner Gegenwart in der besprochenen Erinnerung wie auch in der solidarischen Begegnung (die ihrerseits dem helfenden und befreienden Christus nachfolgt und ihn derart vergegenwärtigt) mit Christus in den Armen. Die Begegnung mit den biblischen Inhalten ist buchstäblich notwendig, um sich gegenseitig der Liebe und Annahme Gottes zu vergewissern, die Zeichen der Zeit zu erschließen und sich zum entsprechenden Handeln zu entschließen.

In den Zusammenkünften der SCC gibt es übrigens einen hochinteressanten Übergang von der religiösen zur sozialen Thematik: In der Auseinandersetzung mit dem Bibeltext ist gleichsam alles erlaubt. Die Beteiligten können in voller Freiheit ihre eigene Wirklichkeit mit den biblischen Geschichten in Verbindung bringen. Sie sagen ganz ungeschützt, was sie

denken. Es gibt auch niemanden, der irgendwie von oben herab bestimmt, eine Meinung sei eine Verkürzung des Textes oder dürfe so oder so nicht ausgesprochen werden. Gegenseitige Ergänzungen und Korrekturen ereignen sich unter Gleichen und müssen nicht auf einen Konsens gebracht werden. Ein Konsens jedoch ist sehr oft nötig, wenn es darum geht, wofür sich die Gruppe gemeinsam einsetzen will und was sie im sozialen Bereich anzugehen hat. In dieser Phase wissen sich die Teilnehmer in der Verantwortung, daß man sich jetzt ein Stück dazu nötigen muß, zu einer Handlungsentscheidung zu kommen, die für alle gilt. Denn man kann zwar alles sagen, aber man kann nicht alles tun. Entscheidet man sich für *diesen* sozialen Schwerpunkt, kann man nicht gleichzeitig den *anderen* verfolgen. Ein Mitglied sagt: „Wenn es um die Tat geht, dann machen wir es gemeinsam!“ So also verbindet sich die Freiheit im Glauben mit der Notwendigkeit in der Liebe.

Wir kommen in die Townships der Stadt Bethlehem, das hier übrigens am „Jordan“ liegt: Die Geographie Palästinas war den weißen Landnehmern und christlichen Namensgebern offensichtlich nicht sehr geläufig. Gegen Abend besuchen wir wieder eine kleine christliche Gemeinschaft. Ein reiner Frauenkreis, denke ich, die Jüngste vielleicht 15, die Älteren sicher über 60 Jahre. Die Frauen stehen auf und singen zu Beginn eines ihrer melodischen Lieder in ihrer Sprache und klatschen dabei in die Hände. Fast jede Sängerin singt die Hauptmelodie auf ihre Weise durchaus anders (höher oder tiefer und mit verschiedenen Stimmen), was dem Gesang eine quirlige Dynamik gibt, ohne den Gesamtrhythmus zu verletzen. Das kraftvolle Singen läßt die Oberkörper und Köpfe im entsprechenden Rhythmus mittanzen. Der Gesang ist nicht froh oder gar fröhlich, aber er ist auch nicht ohne jene vitale Freude, die mir immer wieder in

solchen Begegnungen und in der Liturgie dort aufgefallen ist. Der Glaube ist dort nicht nur notwendig, sondern auch ein tragfähiger Lebenszusammenhang der Freude und der Hoffnung.

Eines Abends werde ich für die Teilnahme bei einer anderen kleinen christlichen Gemeinschaft von einem jungen Mann abgeholt. Hier ist es wie in vielen anderen Gemeinden üblich, die Perikopentexte des jeweils kommenden Sonntags zur Betrachtung vorzunehmen. Man kann sich vorstellen, welche Spannung und Aufmerksamkeit die Gläubigen am folgenden Sonntag bei der Predigt des Pfarrers oder des Katechisten haben werden, wie sie ihn kritisieren und ergänzen, wie sie anschließend in Gruppen ihre eigenen Ideen austauschen.

Möglichkeiten und Grenzen

Blickt man auf die weiße Kirche in Südafrika, so erkennt man, daß sie nicht viel anders ist als die Kirchen in Europa; auch hier die Klage über schwindende Gottesdienstbesucher, über zu wenig Verbindung von Glaube und Leben, von Liturgie und Symbolerfahrung, und zunehmend haben konservative Kreise das Gefühl, von der Kirche in Stich gelassen zu werden, weil sie sich in diesem Land viel mehr um die Schwarzen als um sie kümmern. Ein seit einigen Jahrzehnten in Bochabela (Township bei bzw. in Bloemfontain) lebender weißer Priester meint:

„In einer weißen Gemeinde möchte ich nicht arbeiten. Dort gibt es viele Probleme, die ich hier nicht habe. Nachdem die Kirche den Weißen jahrhundertlang beigebracht hat, den Mund zu halten, haben sie es schwer, jetzt plötzlich zu lernen, daß es an ihnen liegt, das meiste der kirchlichen Verantwortung in dieser Welt selbst in die Hand zu nehmen. Dazu sind sie dann oft zu individualistisch und zu anspruchsvoll gegenüber dem Klerus. Viele Weiße würden es beispielsweise nicht gerne akzeptieren, daß ihre Kinder von einfachen Laien für die Taufe, Kommunion oder Firmung vorbereitet werden. Sie wollen für *ihr*

Kind lieber den theologischen Experten und sakralen Priester. Die Kompetenz der Laien achtet man allenfalls im Bereich des Caritativen, des Organisatorischen und spezifischer Fachkenntnisse, nicht aber auf dem Feld der Verkündigung selbst.“

Aber auch seine schwarzen Mitchristen sieht der Pfarrer durchaus nicht unkritisch. Einmal den schwarzen Klerus: Manche von ihnen wollen, was ja durchaus verständlich ist, aus der Armut oder sozialen Bedeutungslosigkeit herauskommen und „Chief“ (führende Chefs) werden. In solchen Fällen haben dann die SCC für die Gesamtpfarrei nicht viel zu sagen. Schwierig sind bei den schwarzen Christen – von ihrer traditionellen Mentalität her – auch die Probleme der Gleichheit von Mann und Frau. Zwei Jahre hat es gedauert, bis in einer Gemeinde die Männer damit zurechtkamen, daß die Frauen (z. T. aus den eigenen SCCs) nicht nur die Kranken besuchen, sondern ihnen auch die Kommunion bringen durften. Nicht daran zu denken ist bislang daran, daß Frauen im Sonntagsgottesdienst Kommunion austeilen oder gar dem Wortgottesdienst mit Kommunionausteilung vorstehen, wenn der Pfarrer nicht da ist. Dabei haben die meisten Frauen eine bessere Schulbildung als die bzw. ihre Männer. Probleme gibt es auch mit Kollekten für gute Zwecke. Man sammelt das Geld gerne, möchte es aber dann lieber horten, als es für konkrete Projekte wieder auszugeben.

Die Welt der Weißen

In Pretoria kam ich mit weißen Kollegen der ökumenischen Theologischen Fakultät der Unisa (University of South Africa) zusammen. Hier studieren weiße und schwarze Studenten/innen gleichermaßen. Dies gilt auch für die „Fernuniversität“, die von hier aus ins ganze Land reicht. (Mandela habe hier vom Gefängnis

aus promoviert, erzählt man mir.) Beispielsweise studieren zwei Dominikanerinnen (die in einer Geburtsklinik bei Johannesburg bzw. in den Armenvierteln von Soweto arbeiten) biblische Exegese bzw. Philosophie über diese Fernuniversität. Die Kollegen an der Unisa kommen aus verschiedenen Kirchen, meist aber aus der Dutch-Reformed-Church, die jahrhundertlang die Apartheid theologisch legitimiert hat. Spätestens zu Beginn der achtziger Jahre allerdings wurde eine radikale Kehrtwendung eingeleitet. Auf der Generalsynode 1986 wurde die Apartheid unmißverständlich als Sünde bezeichnet (eine kleinere Gruppe von Hauptamtlichen und Gläubigen allerdings brach damals mit der Dutch-Reformed-Church und gründete die weiterhin die Apartheid vertretende Afrikaans-Protestant-Church). Man erzählt mir, nachdem wir uns einige Zeit intensiv über Methodik und Inhaltlichkeit der praktischen Theologie unterhalten haben, in persönlicheren Gesprächen von massiven Schwierigkeiten, die manche Kollegen aufgrund ihres Einsatzes gegen die Apartheid im letzten Jahrzehnt hatten: Isolation nach außen, kaum Kontakte zu ausländischen Kollegen, von denen sie nicht selten geächtet wurden; im eigenen Land massive Anfeindungen und Denunziationen in der eigenen Kirche, verbunden mit massiven Sanktionen bis hin zu Amtsenthebungen und Pensionsentzügen.

Man ist sich in diesen Kreisen wohl bewußt, wie sehr man von der Apartheidgeschichte profitiert, in gesicherten Positionen und hübschen Eigenheimen in den besseren Vierteln von Pretoria; doch die innere Umkehr hat begonnen.

„Wir reden zwar jetzt heftig gegen die Apartheid und haben auch den Mut dazu, aber wir wissen nicht recht, was wir tatsächlich dagegen tun sollen und wie wir vor allem die durch die rassistische Apartheid entstandene soziale Apartheid verändern können!“

Auch mancher Sarkasmus bricht durch: „Laßt uns jetzt essen gehen, solange es noch geht!“ Ein Hauch von jener Einstellung, die kraftlos (also gar nicht boshaft, sondern vielmehr zutiefst resigniert) nicht mehr anders kann, als die Situation zu genießen, solange das möglich ist.

Ich denke: Gar nicht so anders wie unsere Situation im relativ reichen Europa gegenüber den Dritte-Welt-Ländern: Auch hier Hilflosigkeit und Veränderungsblockierungen. Was dort in lokaler Nähe zueinander erlebbar wird, kann uns hierzulande auch noch bevorstehen, wenn die Hungernden und Bedrängten, die mit Schulden Überlasteten aus Ost und Süd massenweise Europa stürmen werden oder wenn im „Big Crash“ des Dollar-Finanzsystems die gegenwärtige Geldwirtschaftsordnung aufgrund der ins Gigantische schießenden globalen Verschuldungen (nicht nur der Dritte-Welt-Länder, sondern auch der reichen Länder wie der USA und der Bundesrepublik, die denkbar weit über ihre Verhältnisse leben) zusammenbricht. Denn dann kann es aufgrund der Tatsache, daß die Zahlungsmittel nichts mehr wert sind, zu einem weltweiten Handelsstillstand kommen, und zwar mit der Konsequenz, daß es besonders in den Ballungszentren massive Engpässe in der Versorgung gibt. Die Reichen werden merken, daß man Geld nicht essen kann. Dagegen werden sich die Regenwälder Brasiliens und die Landbevölkerungen erholen, wenn die kapitalistische Ausbeutung ebenfalls zusammengebrochen sein wird. So gilt nicht nur für die reichen Weißen in Südafrika, sondern auch für die reichen Länder überall und nicht zuletzt für uns hierzulande, daß es höchste Zeit ist, auf Wachstum zu verzichten, das Teilen zu lernen und aus den Verschuldungsprozessen auszusteigen, im Grunde also jetzt bereits in eigener Entscheidung kreativ vorwegzunehmen und zu gestalten, was möglicherweise in

einem künftigen katastrophalen Szenario von uns erzwungen wird.

An einem Abend werde ich zu einem Gespräch mit einem Pfarrer der Dutch-Reformed-Church in einem Vorort von Johannesburg eingeladen. Er will über das Verhältnis von Medien und Kirche bzw. über Verkündigung an der Unisa promovieren. Er hat von meinen Publikationen dazu gehört und schildert das mir nicht mehr sehr neue Problem: Seine Kirchenleitung will die Medien hauptsächlich für die Selbstdarstellung und Rekrutierung der eigenen Kirche einsetzen, während er theologisch längst begriffen hat, daß die Kirche kein Selbstzweck ist, sondern daß ihre Verkündigung für die Ermöglichung des Reiches Gottes nicht nur in der eigenen Kirche, sondern in der ganzen Gesellschaft verantwortlich ist. Von daher ergibt sich ein ganz anderer Ansatz in der Medientheologie und im Umgang mit denen, die in den Medien tätig sind. Als wir in erlesenem Porzellan Tee trinken (in einer fast luxuriösen Umgebung von feinen Möbeln und exzellentem Wandschmuck), wünsche ich ihm von Herzen viel Durchhaltevermögen gegenüber den Unverständnisreaktionen der kirchlichen Insider und viel Erfolg.

Nein, die Weißen, die ich kennenlerne, sind keine Rassisten, aber sie haben es seit ihrer Kindheit nie anders erlebt, als den Reichtum, der aufgrund des Rassismus eben den Weißen gehört, ganz selbstverständlich für sich zu haben. Strukturelle Schuld nennt man das, auch bei uns, in unserem Verhältnis zu armen Ländern, zu den Armen in unserem eigenen Land; das ist weniger rassistische als wirtschaftsideologische Apartheid. Und auch wir tun herzlich wenig, von dem Überfluß etwas wirklich (und nicht nur verbal) herzugeben. Wer von den sog. Normalbürgern läßt sich denn bei uns in einem Obdachlosenasyll oder Asylbewerberheim blicken? Thomas Seiterich nennt mit Recht die so-

ziale Differenz zwischen Erwerbslosen und Erwerbsbesitzern in Deutschland eine „Apartheid“.² Ist es wirklich so viel anders, ob die rassistische oder die kapitalistische Ideologie Ungerechtigkeit und Armut produziert?

Eindrücke und Hoffnungen

Was mich bei den schwarzen Christen tief beeindruckt hat: Bei ihnen blüht mitten in der Angst und in der „Kultur der Gewalt“, die auf die Liquidierung, nicht auf die Überzeugung oder Toleranz Andersdenkender und Andersstämmiger abzielt (so Bischof Desmond Tutu), eine andersartige, eine alternative Kultur der Hoffnung und der Solidarität, der gegenseitigen Treue und Freiheit auf. Mitten in der Umgebung struktureller Benachteiligung und drohender Haßentladungen treffen sich in christlichen Gemeinden Bevölkerungsgruppen, die sich anderswo die Köpfe einschlagen würden, und sprechen und beten miteinander. Insbesondere die kleinen christlichen Gemeinschaften leben diese Wirklichkeit der Versöhnung. In den Priesterseminarien und Ordensgemeinschaften leben und arbeiten Schwarze aus verschiedenen ethnischen Gruppen zusammen mit Weißen, sicher nicht ohne Spannungen, aber doch in ständigen Versuchen der Annäherung und des gegenseitigen Aushaltens. Genau dieses persönliche Miteinander-Umgehen, das Sich-Treffen von Angesicht zu Angesicht, gibt die Erfahrungsmöglichkeit dafür, daß man sich gegenseitig als Menschen wahrnimmt, und blockiert die Reaktion, in den anderen nur anonyme Feinde zu sehen und sie entsprechend zu behandeln. Wenn sich die Chiefs und Mitglieder der unterschiedlichen Stämme oder politi-

schen Bewegungen nicht immer wieder treffen und *sehen*, dann wird es gefährlich, sagt man dort!

Der Kampf für ein neues Südafrika war noch nie so erfolversprechend wie heute, und wohl auch noch nie so gefährdet, in die Katastrophe umzukippen.³ In den nächsten paar Jahren wird sich vieles so oder anders entscheiden. Die vielen christlichen Kirchen mit ihrer Gemeindepraxis sind eine breite Basis dafür, daß die Hoffnungen mehr Chancen haben als die Befürchtungen. Für ein neues Südafrika, wo Schwarze und Weiße untereinander und miteinander nicht primär um Geld und Macht kämpfen, sondern wo sie das Wohl des Landes zugunsten der Gerechtigkeit für alle und des gemeinsamen Wohlstandes im Auge haben. Wenn sich die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen gegenseitig die Angst voreinander nehmen und für dieses gemeinsame Ziel bei aller Spannung letztlich dennoch zusammenarbeiten, dann gibt es dieses neue Südafrika. Die Chancen dafür stehen ebenso gut wie sie durch Haß und Gewalt zerbrechlich sind.

Getroffen hat mich die Glaubens- und Lebensfreude von Menschen, die von meinem Wohlstand und meiner strukturellen Absicherung denkbar weit entfernt sind. Diese Menschen beanspruchen den Glauben für ihr konkretes Leben, bringen ihn in Deckung mit ihren Sorgen und Freuden, mit ihren Entscheidungen und politischen Optionen. Gott lebt mit ihnen von Stunde zu Stunde, und das ist *ihre* Sicherheit. Gegenüber dieser vitalen Kraft christlichen Glaubens empfinde ich mich als kleingläubig.

Eine andere Mentalität des Lebens begegnet mir in Südafrika, und ich merke in den

² T. Seiterich, Auf dem Weg in die Apartheid, in: Publik-Forum 20 (1991), 5-7.

³ Vgl. S. Mkatshwa, Sozialer Wandel in Südafrika und die Herausforderung zur Solidarität mit den Armen: eine Chance und mögliche Gefahren, in: Bischöfl. Hilfswerk Misereor (Hg.), Die alten Antworten passen nicht mehr, Aachen 1991, 66-82.

wenigen Wochen dort, daß ich dafür empfänglich bin. Nach ein paar Tagen schon habe ich die Angst verloren, an der nächsten Ecke erschlagen zu werden oder gerade in dem Bustaxi zu sitzen, das Tage zuvor auf freier Straße gestoppt und dessen Insassen erschossen wurden. Ich „gewöhne“ mich daran, wie ich mich hierzulande an die technische Gewalt der 8000 Verkehrstoten im Jahr gewöhnt habe. Nicht die Gefährdungen selbst empfinde ich als positiv, sondern die prinzipielle Erfahrung. Ich fahre jetzt über zwanzig Jahre Auto und bin statistisch gesehen dem Verkehrstod näher als die Bevölkerung in den Townships einem gewalttätigen Tod durch Menschenhand. Allerdings besteht ein Unterschied im Gewöhnen: *Hier* verdränge ich ständig die Gefahr, dort weiß ich täglich um sie, und diese Sensibilität

macht den gegenwärtigen Augenblick unmittelbar wertvoll und frei. Nicht daß die Gefährdungen selbst dadurch einen positiven Wert bekämen, wertvoll ist vielmehr, an ihrer unverhüllten Wahrnehmung zu lernen, daß unser Leben gefährdet ist: ob durch den Blitz eines heftigen afrikanischen Gewitters, durch technische „Gewalt“ im Straßenverkehr oder durch menschliche Gewalt.

Und schließlich „pro domo“ gesprochen: Vor dem Hintergrund des Erlebens, wie sich in Südafrika katholische Kirche in Solidarität mit der schwarzen Bevölkerung verwirklicht, wie sie Verkündigung und Gemeindeaufbau versteht und gestaltet, wurde ich wieder „stolz“ darauf, zu dieser Kirche zu gehören. Dieses Identitätserlebnis war für mich eine ebenso beglückende wie neue Erfahrung.

BILDER, DIE BEGREIFEN LASSEN



125 biblische Geschichten,
272 Seiten, durchgehend farbig
illustriert, lam. Pappband, S 298,—
VERLAG ST. GABRIEL

